

Die jungen Menschen finden es hier langweilig, weil schon alles da ist, und finden es in den Entwicklungsländern trostlos, weil noch alles fehlt.

Elmar Pieroth

Schlagwort Leistung

Wollte man nach der Häufigkeit des Gebrauchs gehen, wäre Leistung gegenwärtig ein Modewort. Sieht man sich jedoch die Art des Gebrauchs näher an, so entpuppt sich Leistung eher als Schimpfwort. Geschimpft wird aus allen Rohren, aber in sehr verschiedenen Richtungen, und das, worüber geschimpft wird, ist ebenfalls durchwegs gegensätzlich.

Geklagt wird über zuviel Leistung, Leistungsdruck, Leistungszwang, Leistungsmentalität, Leistungsfetischismus sind die Schlagworte, mit denen die Kritik an der „Leistungsgesellschaft“ als einer Gesellschaft, die einseitig und vorherrschend über das „Leistungsprinzip“ gesteuert sei, bestritten wird. Das Gegenideal ist die Bekämpfung der Leistungsgesellschaft, ihre Überwindung zugunsten vernünftiger Lebensformen, in denen das Glück des einzelnen und das gegenseitige Auskommen nicht oder möglichst nicht mehr davon abhängt oder nicht mehr vorwiegend nur daran gemessen wird, was jemand an Leistung für sich und für die Gesellschaft erbringt. Wunschbild dieses Gegenideals ist ein lustbetonteres Leben in größerer Unabhängigkeit, das sich frei macht von den Negativwirkungen, die man mit einem Leben und der Konstruktion der Gesellschaft nach dem Leistungsprinzip verbunden sieht: Streberei in Beruf und Schule, Karriere-denken, Konkurrenzkampf als staatlich sanktionierter Gesellschaftszwang, wo der jeweils eine den jeweils anderen ohne Rücksicht auf Verluste und den Anspruch auf persönliche Würde wegkonkurriert. Leistung erscheint so als Negativprospekt eines Zeitgefühls.

Beklagt wird aber auch das genaue Gegenteil: Leistungsminderung, Leistungsverfall, Leistungsverweigerung. Man halte sich nicht mehr an die gewohnten Leistungsstandards in Arbeit und Ausbildung. Getan werde nur noch das Notwendigste; wo man sich Aufgaben entziehen könne, öffentlichen, beruflichen, tue man das. Ein Versorgungsdenken greife Platz, das alles von „anderen“, mit Vorliebe von Staat und von der Gesellschaft erwarte, die man aber zugleich als leistungsbesessen diffamiere. Das Bild vom Abiturienten mit Pensionsanspruch wird einem

vor Augen geführt, der sich mit Vorliebe in die Arme der „tausendbrüstigen Mutter Staat“ (*Alexander Mitscherlich*) wirft, anstatt in die eigene Leistung zu vertrauen und von dem, was sie erbringt, Glück und ein befriedigendes Leben zu erwarten. Die Kinder würden „in Watte gepackt“ (*Werner Ross*); die Eltern wagten nicht einmal mehr Mindestvorgaben, vermittelten erzieherisch kaum Leistungsanreize, in den Schulen würden die Anforderungen heruntergeschraubt; die immer differenziertere Sozialstaatlichkeit sei ohnehin leistungsfeindlich, erlaube, ja begünstige ein leistungsschwaches, wenn nicht gar leistungsfreies Leben: siehe die zahlreicher werdenden jugendlichen Freizeitkünstler, die sich irgendwie durchwursteln; siehe die (angeblich) nicht sehr schmalen Grauzonen zwischen erzwungener und gewollter Arbeitslosigkeit; siehe das sich ausbreitende Jobbergemüt, das sich jeder geregelten Tätigkeit möglichst entziehe oder erst über ein Zweit- oder Drittstudium zu einer leistungsbezogenen beruflichen Arbeit finde und dann nicht mehr so recht. Mangelnde Leistungsbereitschaft, Flucht vor der Leistung erscheint so als prägendes Symptom einer bummelnden und bummeln lassenden Generation, als Haltung lustvoller Dekadenz.

Nun könnte eingewendet werden, so verwunderlich sei diese *gegensätzliche Einschätzung der Prägung unserer Lebensverhältnisse durch Leistung* gar nicht. Man könne nun einmal eine Gesellschaft und ihre Gestaltungsprinzipien so oder so sehen. Was in den Augen des einen ein Zuwenig an Leistung ist, kann aus dem Blickwinkel eines anderen schon ein Zuviel an Anforderung sein. Menschen seien nun einmal nicht nur unterschiedlich leistungsfähig, sondern auch unterschiedlich leistungswillig. Entsprechend mag für den einen Verfall sein, was vom anderen als ihm noch verweigerte, aber bessere und deshalb erstrebenswertere Lebensart empfunden wird. Schließlich kämen in solch gegensätzlichen Einschätzungen ja nicht nur unterschiedliche Auffassungen darüber zum Ausdruck, was unter bestimmten Lebensbedingungen zu menschlichem Glück beiträgt und was nicht, sondern unterschied-

liche Lebenshaltungen, die so – in ihrer Gegensätzlichkeit – einfach zum Menschen gehörten. Es gebe nun einmal solche, die ihr Lebensglück in der Leistung finden, die alles daransetzen, sich und den anderen zu beweisen, was sie können, für die Arbeitswut, Karriere, eine möglichst hohe Sprosse auf der Leiter des Erfolgs die einzig denkbare Glücksvorstellung ist, während andere lieber die Beine von sich strecken, den Wolken zusehen und alle fünf gerade sein lassen in der Hoffnung, das übrige werde irgendjemand – die Eltern, der glückliche Zufall, eine fürsorgliche Gesellschaft – schon richten.

Man könnte die Lage auch noch anders einschätzen und sagen: Die ganze Leistungsdiskussion mit ihrer weitgehend unbedachten Phraseologie beschäftigte sich vorwiegend mit zu Problemtiefsinn hochstilisierten Oberflächensymptomen. Nur Überflußgesellschaften, wo es selbst in Rezessionszeiten nur „um Einkommen und Auskommen“ (*Helmut Schmidt*) und wenigstens im wirtschaftlichen Sinne in der Regel nicht um die Bewältigung von Notzuständen geht, könnten sich solche am Weltmaßstab gemessen eher lächerlichen Auseinandersetzungen eben leisten. Ihr berechtigter Kern, soweit es überhaupt einen solchen gebe, lasse sich auf einen nicht einmal übermäßig brisanten *Generationenkonflikt* reduzieren, der sich zwischen den Alten abspiele, die aus der Not kommend Wohlstand erst schaffen mußten, und den Jungen, für die Überfluß selbstverständlich ist, so selbstverständlich, daß der Zuerwerb auch etwas vernachlässigt werden kann. Leistung sei da eben nicht mehr so gefragt. Im übrigen sei ein gewisses Maß an Leistungsverzicht hilfreich für eine weniger aufwendige, weniger konsumbeherrschte Lebensführung, und das bringe die Leute wieder ein wenig weg von ihrem Materialismus, mache sie hellhöriger für das Erleben geistiger Güter.

Es gibt beides: Überforderung und Unterforderung

Es gibt aber Gründe, sich mit solchen in sich nicht falschen, aber doch zu einfachen Antworten auf die gegenwärtige Leistungsdiskussion nicht zufriedenzugeben. Es läßt sich, um das als erstes vorwegzunehmen, nicht leugnen, daß es tatsächlich beides gibt: den überzogenen Leistungszwang und die offenen oder verdeckten Formen von Leistungsverweigerung und entsprechend auch Überforderung durch Leistungsdruck und Unterforderung durch eine zu geringe Zumutung an Leistung.

Nimmt man den *Bereich Schule und Ausbildung* als Beispiel, dann gibt es dort jedenfalls gleich alle vier: einen *überzogenen Leistungsdruck* aufgrund des Ausleseverfahrens im Zugang zu bestimmten Hochschulfächern – sprich Numerus clausus. Es gibt einen *verschärften Leistungszwang* aufgrund der Fächer- und Stoffvermehrung – die an deutschen Schulen nicht zu leugnende Stoffhuberei. Es gibt die *Unterforderung* in den verschiedensten Formen und auf den verschiedensten Stufen schon in der Vermittlung von Anfangsgründen – was dann später vornehm als

mangelhafter „Umgang mit Kulturtechniken und Grundrechenarten“ umschrieben wird. Und es gibt unbestreitbar in zunehmend dichterem Streuung *Zeichen der Leistungsverweigerung* – teilweise durch schlichtes Ignorieren dessen, was „Anforderungen“ und „Lernschritte“ als Einübung in die Lebensbewältigung eigentlich bedeuten.

Es mag dabei offenbleiben, was jeweils von was Ursache oder Wirkung ist, ob Unterforderung da oder Überforderung dort zu Leistungsschwäche oder auch zu bewußter Verweigerung von Leistung führt oder ob fragwürdige und sinnentleerte Formen von Leistung, wie sie teilweise durch das geltende Auslesesystem, teilweise durch die einseitig karriere- und verdienstbezogene Einstellung Erwachsener, produziert werden, die *Einsicht in die Notwendigkeit von Leistung* reduziert bzw. Jugendlichen den Spaß am Lernen, das Gefühl, in der Schule für sich und für andere tatsächlich hilfreiche Leistungen zu erbringen, nimmt.

Gemessen am Bereich Schule dürfte das paradoxe Nebeneinander von Leistungsdruck und Leistungsabbau in der Arbeits- und Berufswelt, in der Wirtschaft und im öffentlichen Leben vielen nicht in gleicher Weise deutlich sein, es sei denn, sie betrachteten die 40-Stunden-Woche am Schreibtisch, an der Werkbank oder am Fließband als das gerade noch tragbare Höchstmaß an Streß.

Aber es gibt auch in diesen Bereichen nicht nur leeres Gerede über die Wunden, die die „Leistungsmoral“ schlägt und der man alle möglichen Verbiegungen und Rückgratverkrümmungen zuschreibt, und das merkbare Absinken an Leistungsbereitschaft. Es gibt auch dort beides: Leistungsüberdruck und Leistungsabbau *als Haltung* und auch *als berufliche Wirklichkeit*. Nur sind beide Phänomene in sehr unterschiedlichem Ausmaß auf die verschiedenen Spektren von Wirtschaft und Gesellschaft verteilt. Es gibt Funktionäre, Prokuristen, Geschäftsführer, Berufspolitiker, die jedenfalls, gemessen an der Zahl der wahrzunehmenden Termine und am Zeitaufwand, den sie zu investieren haben, ein Leistungsübersoll erfüllen, das wenig Freizeit zuläßt. Unter Leistungsdruck stehen vor allem Menschen, die durch vielfältige Formen von Engagement und Teilnahme ein gerüttelt Maß an moderner Hektik mitzutragen haben. Dazu gehören Kommunikationsberufe: Politiker, Verbandsfunktionäre, in mehrfacher Weise nebenberuflich Tätige. Auch Pfarrer, in Minderzahl Journalisten sind davon betroffen, Polizisten in Zeiten hektischer Proteste nicht minder. Es gibt daneben die erhöhten Leistungsansprüche an Wissenschaftler und technische Spezialisten in Computerräumen wie in Operationssälen mit ihren extremen Anforderungen an Konzentration und Aufmerksamkeit. Es sind Leistungen von einer hohen Intensität, die Menschen, die in technischen Hochleistungssystemen arbeiten, einfach abverlangt werden und die ihre besonderen Strapazen auch dann noch abverlangen, wenn diese durch zusätzliche Freizeit kompensiert werden.

Man wird aber auch vielfältige Zeichen vermindelter Leistungsbereitschaft in Wirtschaft und Gesellschaft nicht übersehen dürfen. Um bei letzterer zu bleiben: Ist nicht

schon die vielfach *beklagte Tendenz zum Rückzug ins Private* trotz aller Lebhaftigkeit von Bürgerinitiativen eine Form von Leistungsverweigerung und zwar in einer für das Gemeinwesen durchaus schädlichen Weise? Die Bereitschaft, über das Berufliche hinaus etwas zu leisten, scheint durchaus unterentwickelt zu sein. Aber auch in Beruf und Wirtschaft gibt es nicht nur die durch wenig leistungsintensive Gelegenheitsjobs sich durchwurzelnden Jugendlichen, die notorischen Krankfeierer und die wenigstens zeitweise im gepolsterten sozialen Netz sich ausruhenden freiwillig Arbeitslosen, sondern durchaus auch eine verbreitete Mentalität, seine Stunden abzusetzen und nicht mehr als das gerade Notwendige zu tun. Mehr „Leistungsdenken“, wie es der Bundeswirtschaftsminister besonders hartnäckig fordert, ist in diesem Sinne sicher nicht nur in der öffentlichen Verwaltung und bei Beamten vonnöten.

Ist Leistung wirklich noch Leitnorm?

Dies sind aber *Teilbereiche*. Weder scheint es der gesamten Gesellschaft in ihren differenzierten Arbeitsprozessen an Leistungsbereitschaft der einzelnen zu fehlen, noch erscheint – und das ist der zweite Grund, etwas genauer auf das Schlagwort Leistung einzugehen – der Leistungsdruck eine gleichsam allgegenwärtige, überall wirksame gesellschaftliche Pathologie darzustellen. Noch degeneriert unsere Gesellschaft einfach durch Leistungsverweigerung. Der übergroße Teil der arbeitsfähigen Bürger, auch der Jugendlichen, tut seine Pflicht. Viele leisten mehr, als von ihnen verlangt ist. Sie haben auch nicht die Freude an der Leistung als an etwas, das ein Stück Lebensbejahung ausmacht, verloren.

Man könnte sogar im Gegenteil sagen, daß diejenigen, die unserer Gesellschaft eine übertriebene Leistungsmoral vorwerfen, insofern recht haben, als ein eigentlich recht seltsamer Trend dahin besteht, *allein in beruflicher Tätigkeit* das Lebensglück zu suchen. Hätten wir denn sonst die wenigstens in ihren öffentlichen Bekundungen mehr pathologische als vernünftige Debatte über das Hindrängen des größeren Teils auch der verheirateten Frauen zu einem Arbeitsberuf, als ob allein die betriebliche Existenz, das Mitmachen im Produktionsprozeß oder im gesellschaftlich organisierten Dienstleistungsgewerbe, die Leistung in der Fabrik, im Büro, im Labor Lebensglück erzeugt. Nicht selten sind es – unter Männern und Frauen – die gleichen, die sich über „die Leistungsgesellschaft“ beklagen, aber doch zugleich der These huldigen, nur berufliche Leistung oder wenigstens Teilhabe an berufsbezogenen Leistungen schaffe persönliche, existenzsichernde Befriedigung.

Es gibt allerdings gesellschaftliche Entwicklungen, die einen solchen scheinbaren oder tatsächlichen Widerspruch erklären. Es handelt sich ja genauer gesehen gar nicht um Verherrlichung von Leistung schlechthin, sondern um die *Hervorhebung bestimmter Leistungsformen*, der beruflichen, der auf die betrieblichen Arbeitsprozesse bezoge-

nen, denen gegenüber „private“, rein persönliche, gar haushaltsbezogene Leistungsformen unterbewertet werden. Wir befinden uns in einer noch nicht abgeschlossenen Emanzipationsdebatte, wo Frauen ihre tatsächliche und volle Gleichberechtigung mit den Männern noch keineswegs erreicht haben. Es liegt nahe, daß sie meinen, diese in erster Linie oder nur über den Weg gleichberechtigter beruflicher Arbeit und Leistung erreichen zu können. Aber dahinter steckt zugleich auch wieder ein Problem der Unterforderung, denn die Erziehungszeiten verkleinern sich mit der geringeren Durchschnittszahl von Kindern, und von haushaltlichen Leistungen entlasten weitgehend technische Hilfsmittel und Fertigprodukte vom Staubsauger bis zur Tiefkühlfertigkost.

Aber ist der Leistungszwang in Arbeit und Beruf selbst im gegenwärtigen Stadium der technischen und sozialen Entwicklung und dessen Tätigkeitsbedingungen wirklich so fatal, wie es Kritiker „spätbürgerlicher“ Leistungsmoral häufig darstellen? Wie Leistungsdrang keineswegs mehr so total weder das Lebensgefühl noch die gesellschaftlichen Zustände beherrscht, so hat in vielfacher Weise auch Leistungszwang als *lebensbeherrschende Regel* nachgelassen. Die Ausnahmen und auch die ungleiche Verteilung von Leistungsanforderungen – die keineswegs mit der Verteilung der Realeinkommen synchronisiert sind – wurden genannt. Aber mutet man einem Arbeiter, einem Angestellten und selbst hochverdienenen Freiberuflern und Angehörigen des Managements gegenwärtig wirklich mehr an Leistung zu, als sagen wir vor 25 oder auch vor 50 Jahren? Vielleicht vieles an unproduktiver Arbeit, aber an Leistung? Im Verhältnis von Arbeits- und Freizeit hat sich doch Beträchtliches zugunsten von mehr Freizeit verschoben, und zwar rein vom Zeitbudget und seiner Gestaltbarkeit her nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ im Sinne auch von besserer Nutzbarkeit der angewachsenen Freizeit.

Es ist interessant, daß die nach wie vor geführte *Debatte über weitere Arbeitszeitverkürzung*, weit weniger – von bestimmten Arbeiterkategorien mit besonderen Anforderungen wie Schichtarbeitern abgesehen – mit der Forderung Abbau von Überleistungen oder Realisierung von mehr Freizeit, bestritten, sondern mit dem Hinweis auf Neu- bzw. Umverteilung des knapper gewordenen Guts Arbeit, also mehr mit beschäftigungspolitischen als mit leistungspolitischen Argumenten geführt wird. Hätten wir eine so florierende *Freizeitindustrie*, wenn der Durchschnittsbürger gleichsam an nichts anderes dächte als an seine Rolle im Arbeitsprozeß und an die Überstunden, die ihm abverlangt werden? Ist Freizeit in einer Gesellschaft, die sich gern spätindustriell nennt und unter deren Arbeits- und Leistungsbedingungen, überhaupt noch der hart erkämpfte Freiraum, den man den Unterjochungsstrategien industrieller Leistungszwänge Stück für Stück abrufen muß? Gäbe es die vielen, teils erheiternden, teils drolligen Diskussionen über die schlechte Qualität von Fernsehprogrammen, wenn nicht so reichlich viel Zeit – ganz leistungsfrei – vor den gleichnamigen Apparaten

verbracht würde, übrigens auch von Leuten, die sich eine Ehre daraus machen, über Streß zu klagen, die verschiedenste Streßnachweise wie Heilszeichen vor sich hertragen und die sich sicher sind, bis in den Sonntagnachmittag hinein auch nicht eine Stunde lang freizeitleich atmen zu können? Würden unsere Demoskopen – und nicht nur sie – so häufig auf das Phänomen *Langeweile* stoßen, wenn nicht eine vernünftige, vergleichsweise „schöpferische“ Gestaltung von Freizeit für sehr viele, auch für sehr viele Jugendliche mehr Probleme schüfe als die gelegentlich selbstsuggerierten Leiden durch Leistungszwang? Was da an Sozialpathologien entstanden ist, hat doch sicher nicht allein mit der Unfähigkeit zu sozialen Kontakten, mit Isolation, sondern auch mit *Unterforderung der individuellen Leistungsfähigkeit im privaten wie im beruflichen Bereich* zu tun.

Schließlich ist auch im Arbeitsprozeß selbst nicht alles Leistungsstreß. Technische Großsysteme schaffen ja nicht nur immer wieder neue Zwänge, die erst in einem zweiten oder dritten Schritt durch arbeitsrechtliche Regelungen oder durch gezielte Änderung der Produktionsmethoden – zum Beispiel durch Reduzierung von Fließbandarbeit – gemildert, „humanisiert“ werden können. Sie mindern auch den Anstrengungszwang, wenigstens den physischen, ermöglichen mehr Freizeit, bieten Entlastungen vielfältiger Art, die im Stöhnen über die stets neu entstehenden Zwänge unreflektiert entgegen-, aber nicht zur Kenntnis genommen werden.

Falsche Prärogativen und Parolen?

Dennoch ist die Diskussion über Leistungsdruck und Leistungsverweigerung nicht eine Pseudodiskussion, sondern – und das ist der dritte Grund, sich auf sie einzulassen – unter falschem Blickwinkel, mit falschen Prärogativen und meist auch mit den falschen Vokabeln geführt.

Das zeigt schon das vorhin kurz skizzierte Problemfeld Schule. Die dort tatsächlich ermittelten Leistungszwänge beruhen nur zu einem Teil auf übertriebenem Leistungsdenken – wobei auch das noch meist von der Vorstellung der Eltern über das, was ihre Kinder einmal zu sein oder zu „haben“ haben, geprägt ist als durch unmittelbar vorgeschriebene Leistungsanforderungen – sondern an nicht therapierten, teilweise auch *falsch diagnostizierten pathologischen Eigenheiten des Teilsystems Schule* und seiner aktuellen Voraussetzungen.

Daß ein zu großer Teil der heranwachsenden Bevölkerung zu lange Schulbänke und Hörsäle frequentieren muß, ist allmählich eine wenn auch vielfach noch nicht eingestandene Binsenwahrheit. Wenn die vielen „Pichts“ und „Eddings“ mit ihrer Vorstellung von der 50-Prozent-Abiturientenquote in ihrer wissenschaftlichen Reputation einigermaßen ungeschoren davongekommen sind, dann lag das gewiß nicht an ihren bildungspolitischen Weisheiten, sondern im übermäßigen Glauben des deutschen Bildungsbürgertums in die politische Leistungsfähigkeit

„wissenschaftlich“ extrapolierter politischer Konzepte. Wenn Eltern, Lehrer, Kultusminister und allmählich auch Schulverwaltungen über Stoffhuberei klagen, dann hat das wenig mit der Leistungsproblematik an sich zu tun, sondern mit der *Unfähigkeit, einen Bildungskanon zu entwickeln*, durch den nicht nur „Training des Kurzzeitgedächtnisses“ (Werner Remmers) betrieben werden muß, sondern der durch Lehrer und Schüler – Eignung für die betreffende Schulstufe- und Schularart vorausgesetzt – mit nicht außerordentlicher pädagogischer und didaktischer Anstrengung bewältigbar ist.

Unter falschen Prärogativen steht der Leistungsbegriff auch im außerschulischen pädagogischen Bereich. Wir hätten vermutlich die Auseinandersetzung über Leistungszwang und Leistungsverfall gar nicht, gäbe es nicht vielfältige *Motivationsprobleme*. Das Grundproblem scheint doch zu sein, daß es einstellungsmäßig und auch von den Lebensverhältnissen her schwerer geworden ist, den Leistungswillen zu wecken, Kindern und Jugendlichen das Erwerben von Fähigkeiten, die über die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung hinausgehen, plausibel zu machen.

Unter dem Schlagwort Leistung werden aber nicht nur sachfremde Probleme subsumiert, mit Hilfe des gleichen Schlagworts werden auch reale und grundlegende Probleme der Lebensgestaltung und Lebensbewältigung *verdrängt*. Was als Leistungszwang artikuliert wird, hat vielfach wenig mit Leistung als solcher zu tun, aber viel mit den banalen und wenig Kopf und Herz anregenden sozialen und psychischen Regelkreisen, in die das Alltagsleben eines Jugendlichen wie eines Erwachsenen eingebunden ist. Unseren Gesellschaften eignet ein gleichsam konstitutiver *Mangel an Zwang zu schöpferischen Gelegenheiten*. Es gibt sie zahlreich, sie bieten sich aber nicht von selbst an, sondern müssen erst sozial vermittelt und individuell gesucht werden. Hinter den dadurch mitverursachten Haltungen und der dadurch mitausgelösten Kritik an gesellschaftlichen Leistungszwängen steckt neben subjektiver Perspektivlosigkeit die nichtbewältigte Abstraktheit der sozialen Welt und ihrer technischen Voraussetzungen, die vorwiegend als unpersönliche erlebt wird. So gesehen ist die ganze Diskussion über Leistungszwang und Leistungsschwund eine publizistische Überlagerung des Problems: Wie komme ich in einer Welt abstrakter Gesetze und Beziehungen mit ihrem Regelungsdruck zu einer sinnvollen, meine Fähigkeiten fördernden und die Erlebnisfähigkeit stärkenden Lebensweise.

Realitätsprinzip Anstrengung

Um das Problem auf eine politische Formel zu bringen: Die Progressiven und diejenigen, die sich als solche verstehen möchten, diffamieren den Leistungsbegriff bzw. das, was er für die menschliche Sollensordnung ausdrückt – den Einsatz menschlicher Lern- und Gestaltungskräfte in den Erwerb von Gütern und die zeitunterworfenen Gestaltung kultureller und gesellschaftlicher Lebensformen –,

indem sie ihr eigentliches Problem, die Schwierigkeit, mit der durch Technik, Gesetz und Verwaltung eng vernetzten Gesellschaft zurechtzukommen, einseitig auf den Leistungsbegriff übertragen. Die Konservativen und solche, die es im Sinne der Erhaltung erprobter Werte sein möchten, verstehen es nicht, den Leistungsbegriff mit einem vernünftigen Inhalt zu füllen und entsprechenden Zielen zu verbinden. Wir, so kann man oft hören, hatten die Chance, aus den Ruinen des Krieges ein neues Gemeinwesen aufzubauen. Der Jugend heute blieben keine Ziele. Man könnte sagen: Welche Perspektivlosigkeit! Geben sie damit ungewollt jenen recht, die Leistung einseitig nur als Anstrengung im Zugewinn materieller Güter verstehen?

Aber vielleicht führt gerade die uneingestandene Ausflucht dort und die nur halb eingestandene Hilflosigkeit hier mitten hinein in die eigentliche Problemstellung: Die neuzeitliche Leistungsmoral, die die moderne Industriegesellschaft hervorgebracht hat, ist in deren gegenwärtigem Entwicklungsstadium durch diese längst überholt. Viele und nicht nur physische Leistungen sind dem Menschen durch die Maschine abgenommen. Das schafft ein neues Gefühl von Freiheit und Selbstverfügung. Es scheint so, als käme es in keiner Weise mehr darauf an, sich der Belastung, sei es systematischen Lernens, sei es systematischer Arbeit zu unterziehen, die technisch erbringbaren Leistungen der Gesellschaft seien so groß, daß sich von ihnen materiell und geistig leben lasse. Gewachsen ist damit aber nicht nur ein Gefühl größerer Unabhängigkeit, gewachsen sind durch die enge Verdichtung von Produktion und Verwaltung neue Zwänge: Man fühlt sich eingeeengt, man spürt den Druck, nicht tun zu dürfen, was man will oder wie man will. Das schafft Frustrationen, macht unlustig, läßt ein zum Aussteigen. Zugleich hört die Notwendigkeit von Leistung nicht auf, sondern verlagert sich, oder es ändern sich nur Leistungsformen. Wird in der Produktion materieller und auch kultureller Güter weniger an technisch nicht „delegierbarer“ Leistung gefordert, bedarf es zur Erhaltung der Funktionstüchtigkeit des Gemeinwesens und zur Verwirklichung eines sinnerfüllten Lebens um so größerer Leistungsanstrengungen, sowohl

im Bereich des Wissens wie des praktischen Tuns – sollen Katastrophen verhindert und das real Mögliche erreicht werde. Anstrengung bleibt also wichtiger Realitätsbezug. Dieser Realitätsbezug wird aber weder ohne Ausrichtung an kulturellen und ethischen Kriterien noch ohne Auf-schiebung von Wunscherfüllungen erreicht. Schließlich weiß man nicht erst seit Freud, daß Kulturleistungen Triebverzicht voraussetzen.

So groß aber die Mitverantwortung politischer Instanzen und gesellschaftlicher Institutionen für die Vermittlung dieses Sachverhalts ist, so kann diese doch nicht durch praktische Aufklärung allein erreicht werden. Zur Herstellung von Realitätsbezügen gehört immer die praktische Einübung, und Einübungsprozesse entscheiden sich in erster Linie erzieherisch: in den Familien, behelfsweise in der Jugendarbeit und in den Schulen. Es ist gerade dort gegenwärtig nicht leicht, Sinn für Leistung als Anstrengung über die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung hinaus und als nicht aufhebbaren Verantwortungsrahmen für die menschliche Gemeinschaft zu vermitteln, da in einer bis ins extrem arbeitsteiligen Gesellschaft – ein Teil der Leistungskritik wendet sich ja gerade gegen diesen Zustand – die Erlebnisräume weit auseinandergerissen sind. Aber Beruf und Heim wieder zu vereinen ist in einer technisch so weit fortgeschrittenen Lebensform wie der unseren keine Alternative. Es muß innerhalb der geschichtlich gegebenen Rahmenbedingungen möglich sein, sich ohne Aufoktroierung von sinnlosen Leistungen wieder an einem solideren Gleichgewicht von Entlastung und Gefordertsein zu orientieren. Vielleicht geht es am besten durch Einübung in Mitmenschlichkeit von Anfang an. Im Aufeinanderangewiesensein – solches gibt es, wenn auch auf unserem Zivilisationsniveau kulturell stark ins Psychologische hinein verfeinert, nach wie vor in allen Lebenslagen – erweisen sich letztlich Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit von Leistung als Anstrengung füreinander. Dies einzusehen und zu praktizieren ist Voraussetzung, um Berechtigung und Geltung des gleichen Prinzips auch in den gesellschaftlichen Großstrukturen zu verstehen.

D. A. Seeber

Vorgänge

Kirche und Fernstehende: ein ungewöhnlicher Hirtenbrief

Ein ungewöhnlicher Hirtenbrief kommt dieses Jahr aus dem Bistum Limburg. Der bald 75jährige Diözesanbischof *Wilhelm Kempf* wendet sich zur Fastenzeit 1981 mit einem fast 150-Seiten-Brief an die Katholiken seiner Diözese. Ausgangspunkt des Briefes ist die Sorge des Bischofs, ob

die Gemeinden angesichts des Drucks, der von den säkularen Lebensverhältnissen auf sie ausgeht, noch fähig sind, „unseren Glauben an die nächste Generation weiterzugeben“. Er möchte die Gemeinden ermuntern, sich möglichst allen Menschen, die in irgendeiner Weise zu ihnen gehören, zu

öffnen, auch den „sogenannten Fernstehenden“, die in ganz besonderer Weise Adressat des Briefes sind. Ziel ist die „differenzierte Gemeinde“, in die ohne Verletzung der Wesensgehalte des christlichen Glaubens alle ihre „Gaben“ einbringen können, damit so Kirche neu wachse.

Diese *seelsorgliche Grundstrategie* wird in drei Schritten entwickelt. Zuerst wird in minutiöser Beschreibung versucht, anhand der verschiedenen